

Nr. 22.] Vierteljährig 36 Kr. — Halbjährig 1 fl. 12 Kr. C. M. — Jeden Sonnabend eine Nummer. [I. Band.]



Der Erzählung: Schuld und Sühne. Siehe Seite 255.

Die Wiener vor Perchtoldsdorf.
 Historischer Roman von Johannes Nordmann.
 (Fortsetzung.)

Arthaber, der diesen verunglückten Sturm mitgemacht hatte, erreichte mühsam sein Quartier in der „Knappenstraße“. Er war durch einen Fall stark am Knöchel beschädigt

und konnte kaum auftreten; doch beklagte er sich nicht bei seinen Wirthen, weil er eben nicht „wehleidig“ war, und hätte gar nicht davon gesprochen, würden sie ihm nicht zuvorkommend ihre Pflege angeboten haben. „Danke schön!“ sagte er, „ist nicht der Mühe werth, macht nicht so viele Umstände; ein nasser Feszen herumgewunden, und es ist abgethan Man muß nicht

darauf achten, so schmerzt es auch nicht.“ Der Tuchmacher befreite sich erst von seiner Rüstung, streckte sich dann auf die Bank hin und ließ an sich machen, was man wollte. „Ich habe noch „gespizten Begrücht“ in den nassen Umschlag gethan,“ sagte die Wirthin, - Margaret Teschler, und wickelte sorgfältig den Fuß ein; „der wird Euch

zu Ehren der h. Margaretha, der h. Katharina und anderer h. Jungfrauen gründete und zu demselben einen Priester bestellte, welchem er eine Jahresrente von acht Schock anwies.

Nicht zufrieden mit der Stiftung des Altaristen führte Kriz noch bei Lebzeiten den Plan aus, eine Studentenburse bei der Kapelle zu gründen. Für diese Studenten gab in der Folge Kriz's Sohn, Wenzel, den vordern Theil seines Hauses neben der Kapelle her, bestehend aus einem oberhalb des Hauptthors gelegenen Zimmer, einer Kammer zu ebener Erde und einem Kellerraum unterhalb derselben, sammt den oberhalb des Zimmers liegenden Kammern und dem Saale im Vordertheile des Hauses, so daß die Burse recht ansehnlich sein konnte (1419).

Der erste Prediger an der binnen kurzem in der böhmischen Geschichte so hochberühmten Bethlehemskapelle war, von Mühlheim selbst bestellt, der Priester Johann Protiva aus Neudorf (5. Juli 1391), der, soviel bekannt ist, noch im J. 1395 dieses Amt verwaltet hat. Neben ihm oder seinem Nachfolger bestellte Kriz als ersten Altaristen den Mathias von Tutschap (1396, 8. Januar), welcher daselbst, soviel bekannt ist, bis zum Jahre 1403 verblieb. Im Jahre 1401 (12. März) wird als Prediger der Magister Stefan von Kolin genannt, einer der hervorragendsten Männer der Universität, der damals schon Domherr bei Allerheiligen, zugleich als eifriger Vaterlandsfreund ein ruhmliches Andenken von sich hinterlassen hat. Nachdem er das Predigeramt niedergelegt, wurde von Mühlheim Magister Johann Hus, der 1400 zum Priester geweiht worden war, bestellt und als solcher bestätigt vom erzbischöflichen Vicar im Jahre 1402 am 14. März.

Der hier neu angestellte Magister that sich durch seine Predigten ungemein hervor. Es waren ebenso sehr Meisterstücke der Beredsamkeit, als anziehende Ermahnungen zu einem christlichen Lebenswandel. Seine Zuhörer waren so zahlreich, daß solche oft der Raum der Kirche nicht fassen konnte. Das Volk war ihm mit großer Vorliebe zugethan und er übte einen gewaltigen Einfluß auf dasselbe aus.

Es liegt nicht in unserm Plane, die ferneren Schicksale dieses Reformators hier zu erzählen, und eine Thätigkeit, die bis ins J. 1414 währte, zu schildern, deren Terrain theilweise die Bethlehemskirche war. Nebenbei erwähnen wir, daß die Neuerung, die Verabreichung des Abendmahles unter beiden Gestalten (sub utraque specie), deren Urheber Jakob von Mies, sonst auch Jakobell genannt war, in der Bethlehemskapelle und in den Kirchen zu St. Michel und Martin zuerst eingeführt wurde. Wegen der bei ihr gestifteten Collegien, des Kazaner 1412 und des Laudischen 1451, wurde sie damals zugleich Universitätskirche.

Der letzte utraquistische Prediger derselben, Cyrillus, wurde auf Befehl des K. Mathias I. abgesetzt und die Kirche selbst gesperrt; zuletzt trat sie die Universität 1661, sammt den beiden Collegien an die Jesuiten ab. Noch lange aber wurde hier der Predigtstuhl und die Wohnstube des Mag. Hus gezeigt, bis die Kirche auf K. Joseph II. Anordnung gesperrt und im J. 1786 gänzlich abgetragen wurde.

Vänder- und Völkertunde.

Chinesischer Fischfang durch Wasserraben.

Die Art, wie die Chinesen den Fischfang betreiben, ist für Europäer in mannigfacher Beziehung interessant und merkwürdig. Der ärmere Chinese ist mit seinem Fleischbedarf fast gänzlich auf Fische angewiesen und lange Uebung lehrt ihn, den schlauen Bewohner der Flut selbst noch durch größere Schlaueit zu überlisten. Sehr häufig stellen die Fischer zusammen, mit einem großen Neg und vielen kleinen Booten ein ordentliches Treiben an und jagen dabei die Fische, durch heftiges auf das Wasser Schlagen und einen wirklichen Heidenlärm in die nachgezogenen Garne. Oft tauchen sie selbst nach ihrer Beute und beißen dabei eine ungemene Geschicklichkeit, den Fisch erst zu erschrecken und in den weichen Schlamm hinunter zu treiben und ihn dann dort unten mit den Händen zu greifen.

Die für den Europäer aber auf jeden Fall interessanteste Art ist die mit dem Cormorant oder Wasserraben, eine Art Pelikan, welche von den Fischern zum Fischfang abgerichtet werden. Diese wackern Vögel haben wunderschöne meergüne Augen, mit denen sie scharf und aufmerksam in die Flut blicken. Sie stehen, wenn die Fischer zum Fange ausfahren, ruhig auf dem Rand des Fahrzeuges und erwarten geduldig den Ruf zur Arbeit. Kaum aber stößt einer der Fischer einen nicht lauten, doch eigenthümlichen Schrei aus, so breiten sie gehorjam ihre Schwingen aus und vertheilen sich im Nu über die Stromesfläche. Kaum entdecken sie in der Flut ihre Beute, so tauchen sie blickschnell hinab und einmal in den starken, gezähnten Schnabel gefaßt, wird für den unglücklichen Fisch ein Entkommen zur Unmöglichkeit. Kaum aber taucht der Vogel wieder empor, so ruft ihn die Stimme seines Herrn zum Boote, wo er gehorjam die gewonnene Beute abliefern und aufs Neue seinem Fang nachgeht. Der Pelikan, so gelehrig er aber auch sein mag, würde doch wol schwerlich Alles herausgeben, was er erbeutet und besonders gleich unter dem Wasser manchen überlisteten Fisch verschlingen. Um dies zu verhindern, legt man ihm einen Ring um den Hals, der ihn allerdings gar nicht weiter behindert, aber

auch keinen gefangenen Fisch durchläßt. Die Ringe müssen übrigens sehr vorsichtig angelegt sein, damit sie nicht zu weit hinunterrutschen und den Vogel am freien Athemholen hindern, ja vielleicht gar ersticken. Der Instinct und die Gelehrigkeit dieser Vögel ist bewunderungswürdig. Es geschieht bisweilen, daß einer der Vögel einen gewaltigen starken Fisch erfaßt und ihn wol festzuhalten, aber nicht von der Stelle zu bringen vermag, da der Fisch gleichfalls sein Neuzerstes versucht, um zu entkommen. Wenn dies nun von einem andern abgerichteten Wasserraben bemerkt wird, so eilt dieser dem ersteren zu Hülfe, faßt den Fisch gleichfalls an und schleppt ihn nun in Gemeinschaft mit seinem Collegen dem Boote zu, wo ihn der Fischer in Empfang nimmt. Wenn einer der Vögel nachlässig wird und keine Lust mehr zum Arbeiten zeigt, so genügt ein ernstes Wort vom Herrn, um ihn neuerdings zum Geschäfte anzuspornen, dem er dann ebenso eifrig wie die andern obliegt.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungen.

Das weiße Rhinoceros.

Das Nashorn, griech. Rhinoceros, ist ein dickes, plumpe Thier, welches je nach der Art ein Horn oder zwei Hörner auf der Haut der Nase trägt.

Die asiatischen Arten des Nashorn unterscheiden sich von den afrikanischen durch das größere, mit Falten bedeckte, einem Panzerhemd nicht unähnliche Fell, die afrikanischen Arten haben eine glattere Haut, und mit Ausnahme des Büschels an den Ohren und am Ende des Schwanzes sind sie völlig haarlos. Zwei der indischen Rhinocerosarten haben nur ein Horn, alle afrikanischen dagegen sind mit zweien ausgestattet, von denen das vordere länger als das hintere ist. In Südafrika kennt man vier besondere Arten, deren zwei eine dunkle und zwei eine weißliche Farbe haben, darum das schwarze und weiße Rhinoceros genannt werden. Von den schwarzen zweihörnigen Arten (Rhinoceros bicornis und Rhin. keitloa) ist das Keitloa das größere und seine Hörner sind fast gleich lang. Die weißen sind größer als die schwarzen Arten und man unterscheidet das gemeine weiße Rhinoceros und das Kobaaba (Rhin. Oswellii), auch das langhörige genannt, da sein Horn oft über 4 Fuß lang wird; es ist nach vorn leicht zugespitzt und neigt sich von der Schnauze ab in einem Winkel von ungefähr 45 Grad.

Die Ohren des Rhinoceros sind lang und stehen aufrecht, die Augen sind klein und liegen tief im Kopfe. Die Beine sind kurz, rund und sehr stark, die Hufe in 3 Theile getheilt, deren jeder nach vorn sich zuspitzt. Der Bauch ist breit und hängt fast auf

den Boden herab. Die Hörner, aus einer Masse feiner Längsblättchen bestehend, die eine harte Substanz bilden, sind nicht an der Hirnschale befestigt, sondern hängen bloß an der Haut, bekommen jedoch durch den Knochenvorsprung über den Rüstern etwas Halt.

„Ich glaube nicht,“ sagt der Reisende Francis Galton, „daß ein Elefant eine solche Idee von Massenhaftigkeit und Kraft geben kann, wie das weiße Rhinoceros. Der Elefant ist so kurz und hochbeinig, daß er so aussieht, wie was die Reitknechte weedy nennen, im Vergleich zu dem niedrigen und massenhaften Rhinoceros. Das größte von diesen, welches wir schossen, war 18 Fuß lang und 6 Fuß hoch, Kopf und Hals bildeten fast ein Drittel der ganzen Länge. Trotz dieser Massenhaftigkeit stürzten die Thiere wunderbar schnell vorwärts; ihre Schnelligkeit schien mir größer als die eines Pferdes.“

Das Rhinoceros ist ein mürrisches, grämliches Thier und es sieht sehr komisch aus, wenn eine muntere Herde von Gnus (eine besondere Antilopenart mit einem pferdeartigen Körper) von einem dieser Kolosse eingeschüchtert wird. Der Riese läuft zwischen ihnen herum und haut mit seinem Horne umher, während die Antilopen in größter Angst davon rennen. Die jungen Rhinocerosse müssen übrigens von den Hyänen und wilden Hunden stark verfolgt werden, da man selten ein Thier trifft, das nicht zerbißene Ohren hat.

Die Buschmänner (vgl. Mustr. Familienblätter Nr. 20) lieben das Rhinocerosfleisch sehr und auch Galton fand es sehr schmackhaft. Es wird daher sehr häufig Jagd auf dasselbe gemacht. Man lauert ihm gewöhnlich Abends an den Seiten des Pfades auf, der zu einem Trinkplage des Wildes führt. Zuerst kommen Herden Gnus geräuschlos wie ein Traum in endlosen Reihen und sind bald wieder im tiefen Schatten verschwunden. Dann erschallt ein leichtes Trappeln und ein Trupp Zebbras zieht fröhlich vorbei. Plötzlich tauchen zwei ungeheure Ohren über dem Gebüsch empor, es vergehen ein paar Secunden und ein scharfes massives Horn deutet die vorsichtige und geräuschlose Annäherung des Rhinoceros an. Sobald es die volle breite Seite seines ungeheuren Körpers dem Jäger zuwendet, drückt dieser los und die Kugel sßt ihm unter den Schultern. Dann folgt ein Niederstürzen und Forttragen; das Thier fährt wüthend herum, rechts und links mit seinem ungeheuren Horne im Bogen kreisend. Nun hört sein Galopp auf. Man hört sein tiefes Blasen in der ruhigen Nacht. Das gelegentliche Rasseln eines Steines allein deutet an, daß es noch auf den Füßen ist; wieder ist Alles still; endlich benachrichtigt ein kaum hörbarer Seufzer davon, daß das große Thier auf den Boden gesunken und seine Todespein vorüber ist.

Stizzen aus dem Wiener allgemeinen Krankenhause.

3. Besuche.

— d. Besuche im Allgemeinen gehören ohnstreifig in die Kategorie der musikalischen Nachbarschaften. Wie diese pflegen auch jene redlich das Ihrige zur Verbitterung des Lebenskelches beizutragen, pflegen aus den Regionen, in die hinauf man sich nach Abschüttelung der irdischen Fesseln versetzen, mit Gewalt herunterzureißen, pflegen eine Bein für Ohr und Gemüth zu sein, so daß man gleich einem unglücklichen Feldherrn einen wohlgeordneten Rückzug anstellen muß.

Dagegen gibt es Momente, wo diese Qualen Attribute des Paradieses hienieden sind, wo man im Flötengedudel des blondgelockten Jünglings im zweiten Stof Ephemusmusik hört, wo man in der Schwiegermutter einen — Engel sieht.

Der „Zehner“ hat selbst eingestanden, er habe nach dem Grundsatz: inter duo mala minus eligendum (unter zwei Uebeln ist das kleinere zu wählen) die Frau und nicht die Schwiegermutter geheirathet, ein Beweis, daß er letztere nur auf Distanz liebt, und doch wie freudig reicht er ihr soeben die Hand entgegen? Er weiß zwar, daß sie nicht das eigene Ich allein bringt. Dies ist jedoch nicht das alleinige Motiv seiner Freude, er freut sich über den Besuch. Man weiß, wie erquidend für Kranke Besuche sein mögen, daher verkündet auch eine Tafel rechts über dem Haupteingange ins allgemeine Krankenhaus, weiß auf schwarz, daß die Besuche von 9 Uhr früh bis 4 Uhr Nachmittags gestattet sind. In der Note gleich nebenan, wo das Mitnehmen der Hunde verboten ist, sollte man zwar das Wort „Hunde“ durch „Speisen“ substituiren; denn diese sind in diesen Räumen schädlicher als jene, allein dies gehört in die Rubrik des Altherkömmlichen, und die Pietät ist eine schöne Tugend!

Um den „Zehner“ zu besuchen, ist, wie bemerkt, soeben dessen Schwiegermutter eingetreten. Sie scheint ihre Hand der Wärterin gegenüber nicht verschlossen zu halten, denn kaum ist sie eingetreten, so bietet ihr auch jene schon einen Sessel an, auf dem sie sich, in der Nähe des Schwiegerjohnes niederläßt.

Nachdem die landes- und familienüblichen Fragen über Befinden, Wetter etc. erledigt worden sind, erscheint in Händen der Schwiegermutter ein Töpfchen en gros, von dem man eigentlich nicht weiß, „woher es kam“, und bald darauf ist es für den kranken Schwiegerjohn Gegenstand der gründlichsten Untersuchungen.

Was er da findet? Viel und wenig, je nachdem man es gerade nehmen will.

Vor Allem gelangt er zur Uebersetzung, daß seine Frau noch immer sehr gute Sup-

pen zuzubereiten versteht. Freilich ist sie mit dem Reis sehr — sehr verschwenderisch umgegangen, so daß der Löffel ohne alle Umhülle in demselben stehen kann, allein wer wird so einer Kleinigkeit wegen hadern? Nach und nach sieht er erst, wie voreilig er seine Gehälste zur guten Köchin proclamirt. Es ist ja gar keine Kunst, aus so einer Fleischmenge, wie die vorhandene, eine gute Brühe zu bereiten, denkt er, und macht sich nun an die Eruirung, ob denn auch das Fleisch recht weich ist. Ja, das ist es, aber ohne Zulage zu genießen, nicht so ganz gut. Kaum hat dieser Gedanke das Tageslicht erblickt, so präsentirt auch schon die Schwiegermutter ein halbes Duzend kleiner — Quiken, die der Kranke mit Wohlbehagen dem Assimilationsproceß überliefert. Um aber gleiches Recht zu üben, umfängt er ebenfalls den „Macaroni-auslauf“ mit denselben liebevollen Armen, und verfährt nach der Bestimmung: Speisen sollen verzehrt werden. Warum denn auch nicht? Er ist krank, das ist wahr. Er leidet an Kopfschmerzen, Herzklopfen, und Athembeschwerden, aber der Magen ist vollkommen gesund, hat es doch die Schwiegermutter gesagt! Und der kann man, ja soll man glauben; denn als gewesene Gattin eines Barbiers weiß sie mehr als alle „Docters“ und „Professors“. Mehr noch als diese unschätzbare Matrone weiß aber die venerable Antike dort am „Echierbett“. Sie hat bereits Wunder geküßt, und wenn sie nicht irrt, hat sie bereits ein Lebensarcanum entdeckt. Die „gelben“ Tropfen dreimal des Tages genommen, und keine Krankheit kann mehr in demen gebrechlichen Leib eingiechen. Zwei Töchter hat sie schon verloren, und zwar deshalb allein, weil sie den Vorstellungen der Na barschaft nachgab, und Ärzte zum Consilium herbeizog. Die eine hatte nach ihrer Auesage einen ganz unschuldigen Norblauf auf dem Gesichte, gegen den wol „Elisabethentugol“, nicht aber kalte Umsalage, wie der Arzt verordnete, angezigt waren, und die zweite Tochter hat der Arzt rein vergiftet. Wie unsere Gewärenmä t richtig diagnostisirte, bestand hier das Leiden aus einem ganz gewöhnlichen „Sal-Lachen-Lagen“. Was macht nun der Arzt? Er erklärt das Leiden für einen — Typhus! Ist man schon so was gehört? Gut! Gute Kunde für typhuskrank zu erklären, und es mir nichts dir nichts hinzuschlaafen. Die gelb. Tropfen — ja die! Hätte man sie solche nur anwenden lassen, und die Tochter wäre hochst wahrscheinlich noch — eben gestorben.

Ihren Sohn aber soll u die Aerzte nicht behandeln. Er liegt im Sprakel, weil zu Hause kein Platz für die Medicamente daut er keine nehmen. Der Vater ist d bereits verstorben, so dem er hier um 24 Stunden leidend sich befindet, und kumel er den Befehlen seiner Mutter nachgek. mm n, und kein Stäubchen vom verabschiedeten Obman

zu sich nahm, so hat ihn doch die Krankheit nicht verlassen. Schon die Gegenwart eines Arztes schadet, meint die Frau Ursula, wozu noch Chinin nehmen, wovon nur die Füße anschwellen! Letztere Behauptung hat sie übrigens von einem hochgelahrten Mann der Wissenschaft vernommen, der Zähne

„mittelfst Correspondenz reißt“, und gar erbauliche Schriften unter seinem Namen — schreiben läßt.

Nunmehr curirt sie den Sohn selbst und zwar durch „Sympathie“ unter Assistentenz der „gelben“ Tropfen. Am Fußbreite des Bettes ist klar und deutlich zu lesen:

„Schurschl is nöd daham.“ (Georg ist nicht daheim), damit das Fieber, sobald es kommt, mit langer — Nase abziehe, ferner muß der Sohn auf „nüchternen Wagen“ ein unverständliches

Sprüchlein siebenmal leise einherfagen, ein Sprüchlein, welches sie von einem Bettler bei einer Wallfahrt nach Maria Taserl gelernt und schließlich hatte sie ihm — Baumwolle in die Ohren gelegt! Zur Ehrenrettung der Frau Ursula sei hinzugefügt, daß es auch andere sehr geschickte Damen und Herren gibt, die ebenso — einfältig sind.

Die zwei Besucher, welche jetzt zur Thüre hineintreten und in ihrer Nähe stehen bleiben, um mit weit aufgerissenen Augen und Mäulern das Bett ausfindig zu machen, wo ihr „Kamerad“ liegt, gehören in die Kategorie

der unschädlichen Besucher. Sie bringen außer herzlichen Begrüßungen für den Freund nichts mit sich, weil sie als Lehrlinge höchstens einige überzählige — Schläge besitzen, und diese sind sogar nach der Meinung des Meisters Kranken nicht zuträglich.

Wieder öffnet sich die Thüre und Seidenkleider, in denen zwei Damen mit allerliebsten Gesichtchen stecken, rauschen zum Bette

unseres „Sechzehners“ (S. Skizze 1. in Nr. 14. S. 167) hin. Er ist deren Freund, und sie seine — Freundinnen.

In Japan tragen die Frauen nach ihrer Vornehmheit immer mehr Röcke, so daß dort Damen mit zwanzig Röcken keine Seltenheit sind. In Wien kann man zwar,

Vater gesagt, so schickt es sich nicht, sitzen zu bleiben, oder gar zu schlafen, sondern es ziemt sich, aufzustehen und sie ehrerbietig zu begrüßen. Dieser Worte eingedenk steht der Herr Thaddäus bei der Ankunft der Damen auf, und bittet sie ganz devot um ein — Almosen „für einen armen kranken Mann

mit vier Kindern, deren Vater gestorben ist.“

Lächelnd schenken ihm die Damen einige Kreuzer, und ganz zerknirscht steckt sie der Immerfieh ein.

Nach und nach mehrt sich die Zahl der Besucher, denn es ist ein Sonntag-nachmittag, und unser Spitalbruder „prüfet und schauet“, wer die Anlage hat, ein Almosen zu geben oder wenigstens ein Stüchchen Seife, eine Schachtel mit Zündhölzchen od. dgl. ihm abzukaufen. Als gewiegter

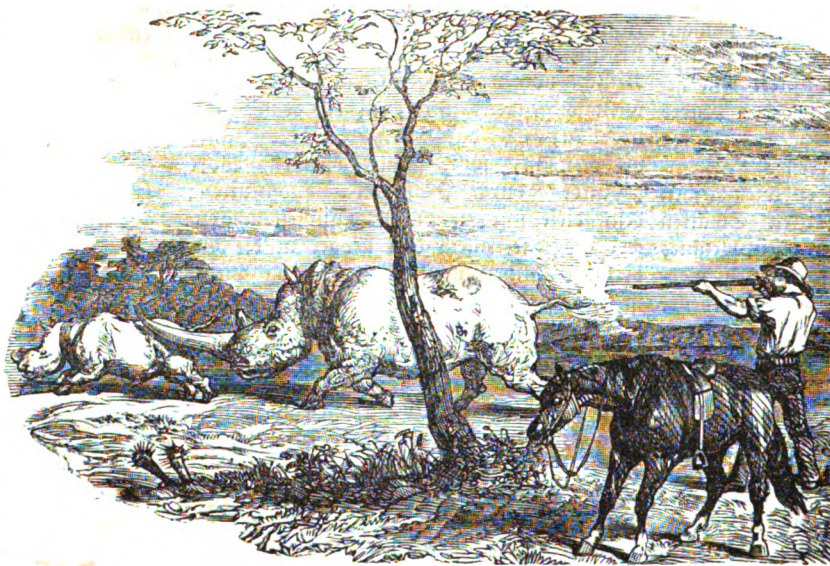
Flunerschroedener findet er es bald ganz ohne Kopferbrechen heraus. Und täuscht er sich, so krümmt er den Rücken, und wirft dem Hartherzigen einen Blick tiefen — Mitleides zu. Es gehört aber auch ein sehr hoher Grad von Herzensverknöcherung dazu, sich nicht durch's Jammergehicht eines kranken Mannes — bethören zu lassen. Uebrigens will er ja nicht, daß man ihm, wenn es nicht sein kann, etwas schenke! Er will ja nur, daß man ihm etwas abkaufe! Wozu wäre er dann vom Bette aufgesprungen, wozu hätte er heute das Nachmittagschläfschen geopfert! Die Menschheit

wird es noch so weit bringen, daß Niemand mehr dem Bettlerstande sich zuwenden wird. Dann kann sie — selbst betteln, pflegt der Herr Thaddäus bei derlei fehlgeschlagenen Versuchen vor sich hinzumurmeln. Doch bald gewinnt sein besseres Ich die Oberhand, und er bettelt oder „Kaufmann“ weiter, je nachdem es die Umstände gewähret.

Jenen zwei Landleuten, denkt er sich



Chinesischer Fischfang durch Wasserraben. Siehe Seite 258.



Eine Jagd auf das weiße Rhinoceros. Siehe Seite 258.

sogar aus 25 Röcken keine sichere Diagnose auf Vornehmheit machen; allein der Herr Thaddäus Immerfieh, der unglückliche „Zehner“ und verspottete „Spitalbruder“, huldigt den japanesischen Grundsätzen, und hält Alles für vornehm, das nur eine — Crinoline anhat, geschweige denn, wenn es noch obendrein rauscht! Wenn aber vornehme Leute ins Zimmer treten, hat ihm noch sein